

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz

Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz

Band: 88 (1979)

Heft: 8

Artikel: Kinder und Dichter

Autor: Stucki, Helene

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-548728>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kinder und Dichter

Helene Stucki

Unirdischer Glanz des Kindes

Sie stehen irgendwie in enger Beziehung zueinander: Kinderreime, Ammenverslein, Schlummerliedchen helfen der kleinen Seele zum Erwachen, sie beglücken das junge Gemüt, sie wecken Träume und führen zurück ins Traumland. Der Dichter, ergriffen vom Wunder des neuen Lebens, sinnt ihm nach und gestaltet sein Erlebnis zum Gedicht. Hören wir zuerst die schönen Verse von Friedrich Hebbel:

Auf ein schlummerndes Kind

Wenn ich, o Kindlein, vor dir stehe,
Wenn ich im Traum dich lächeln sehe,
Wenn du erglühst so wunderbar,
Da ahne ich mit süßem Grauen:
Dürft ich in deine Träume schauen,
So wär mir alles, alles klar!
Dir ist die Erde noch verschlossen,
Du hast noch keine Lust genossen,
Noch ist kein Glück, was du empfingst;
Wie könntest du so süß denn träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Räumen,
Woher du kamst, dich ergingst?

Aus ähnlichem Empfinden heraus dichtet Gustav Falke:

Meinem Kinde

*Du schlafst, und sachte neig ich mich
Über dein Bettchen und segne dich.
Jeder behutsame Atemzug
Ist ein schweifender Himmelsflug,
Ist ein Suchen weit umher
Ob nicht doch ein Sternlein wär,
Wo aus eitel Glanz und Licht
Liebe sich ein Glückskraut bricht,
Das sie geflügelt hernieder trägt
Und dir aufs weisse Deckchen legt.*

Wie eine vergnügliche Antwort auf eine gewichtige Frage tönt es bei Hamerling:

Die Kindlein wissen's

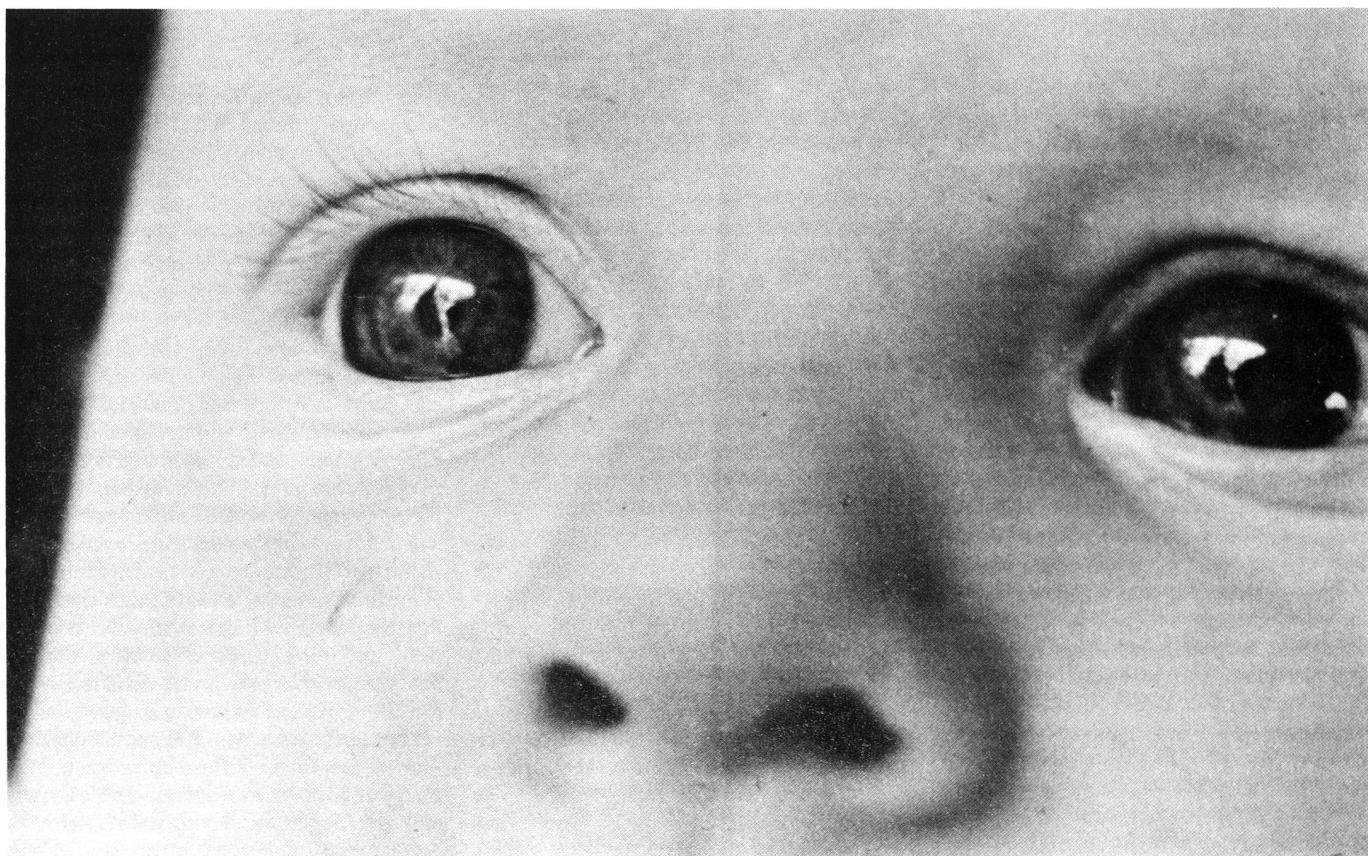
*Wie's aussieht im ewigen Freudenhain
im Himmel, dem hohen da oben,
das wissen die Kindlein, die kleinen
allein,
sie kommen ja grade von droben.
Doch sie können's nicht sagen,
unmündig und klein,*

*sie müssen's verschweigen indessen:
und wachsen heran sie und plaudern sie
fein,
dann haben sie's leider vergessen.*

Auch an Carl Spitteler sei in diesem Zusammenhang erinnert, er schreibt in seinen frühesten Erlebnissen:

«Inwendig im Menschen gibt es etwas, nenne man es Seele oder Ich oder wie man will, meinewegen X, das von den Wandlungen des Leibes unabhängig ist, das sich nicht um den Zustand des Gehirns und um die Fassungskraft des Geistes kümmert, das nicht wächst und sich entwickelt, weil es von Anbeginn fertig da war, etwas, das schon im Säuglingwohn und sich zeitlebens gleich bleibt. Sogar sprechen kann das X, ob auch nur leise. Es sagt, wenn ich seinen fremdländischen Dialekt recht verstehe: „Wir kommen von weitem her.“»

Und als Gegensatz dazu und doch in inniger Verbundenheit Jeremias Gotthelf in «Annebäbi Jowäger»:



«Ume es Ching!» «Und weiss wer, was ein Kind ist und was ein Kind birgt? Das Kind ist ein Neujahrstag, und der Neujahrstag trägt ein ganzes Jahr in seinem Schosse; ein Kind ist ein Rätsel, und in diesem Rätsel liegt vielleicht der Stein der Weisen . . . ums Kind liegen noch keine Schranken; der glücklichen Mutter ist der Traum erlaubt, es werde das All umfassen, über alle Sterblichen ragen, über die Endlichkeit hinaus in den Himmel hinein.»

Und endlich eine Bestätigung aus der Gegenwart (Daniel Wirz):

Ein Kind
im Spiel –
Engel
im Erdgewand
andachtsoffen
himmelsverwandt –
ein Kind
im Spiel –
ein Kind
Kinderlachen
Kinderweinen –
herhaft
quellrein
giesst sich
Seele aus
Wo der Himmel
entschwindet –
erlischt
was uns auf Erden
hält
Anruf
allüberall –
lass zu
entblösse dich
eh es verhallt

Man denkt bei diesen lieblichen Beschwörungen dessen, was «zu allererst am Anfang war» (Carl Spitteler), an die Ausführungen des Psychologen C. G. Jung: «Zur Psychologie des Kind-Archetypus» und an die schöne Arbeit von Karl Kerényi «Das göttliche Kind» in mythologischer und psychologischer Beleuchtung (Pantheon

Akademische Verlagsanstalt Leipzig). Nicht nur der Dichter, auch der Wissenschaftler spürt im Kindermotiv etwas, das «von weit her kommt», ein Bote aus einer andern Welt, aus der grossen Einheit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Jung spricht von einem Symbol, das einen gewissen «Erleuchtungscharakter» hat. Er weist nebenbei auch darauf hin, dass das Kind, das uns im Traum erscheint, auf eine erfreuliche Wandlung in der Persönlichkeit deutet, auf ein neues Werden; dass Kinder in Märchen und Mythen oft Bringer des Heils, Boten aus einer bessern Welt sind. Wichtig scheint mir die Feststellung des grossen Psychologen, dass diese Kinderkräfte in unserer Welt von übermächtigen Feinden bedroht sind, ja in «Auslöschgefahr» schweben, dass sie darum sorgsamer Pflege bedürfen.

Es mag auffallen, dass der moderne Dichter viel weniger Inspirationen vom Kind empfängt und zum Gedicht gestaltet als der Lyriker früherer Zeiten. So finden wir zum Beispiel in dem von Professor Werner Weber kürzlich herausgegebenen Band «Belegte Gedichte aus der deutschen Schweiz seit 1900» (Artemis Verlag Zürich und München) von 406 Gedichten – 112 Dichter sind berücksichtigt – nur zwei, in denen Kind und Kindheit erscheinen, und in dem 1965 erschienenen Bändchen «Lyrik unserer Jahrhundert-Mitte» (Kösel-Verlag München), soviel ich sehe, ein einziges.

Wir verstehen, wenn die Dichter heute kein Loblied auf unsere unheilvolle Welt singen, wenn der Anblick des schlummernden Kindes sie mit Bangigkeit vor dessen Zukunft erfüllt, wenn sie das Leben mit dem Auge des Skeptikers oder des Rebellen betrachten. Und doch ist es zu beklagen, wenn die Quellkräfte, die von der Wiege des Kindes ausstrahlen, völlig versiegen sollten, wenn das, was Jung den «Archetyp Kind» nennt, das Organ für das Wunderbare, das Ewige,

von der Dichtung völlig missachtet wird. Wenn wir – im Jahr des Kindes – Weckrufe in die Welt hinaussenden, endlich der Kinderrechte zu gedenken, Kindernot zu lindern, Kinderkräfte zu entwickeln, so wollen wir auch der Glücksmöglichkeiten gedenken, die das Kind mitbringt, der heilenden Schätze, die es der kranken Erde zu schenken bereit ist.

Dichterstimmen zur bedrohten Kindheit

Diesem «dichterisch verklärten» Erwachsen zum Leben folgt eine Vertreibung aus dem Paradies. Wenig oder nichts von den Kräften, die von der Wiege ausströmten, ist zur Entfaltung gekommen. Wie wären sonst Klagen möglich, wie wir sie im Jahr des Kindes lesen:

«Der Mensch hat seinen Fuss auf den Mond gesetzt und nach Lebenszeichen auf dem Mars gesucht. Er hat nach der Atomenergie gegriffen, die es ihm erlauben würde, den eigenen Planeten ein dutzendmal zu zerstören. Er baut sich Flugzeuge, die den Atlantik in drei Stunden überqueren können. Was der Mensch aber immer noch nicht kann, ist für seine eigenen Kinder zu sorgen. Trotz des wissenschaftlichen und technischen Fortschritts der letzten Dezzennien ist es nicht gelungen, die überwiegende Mehrheit der Kinder dieser Welt (80 %) dem Sumpf des Elends, der sie wie eine Falle festhält, zu entreissen. Hunger, Krankheiten, Unwissenheit und Verzweiflung gehören zum Alltag der Mehrheit. Der Kampf ums Überleben ist oft vergeblich: Täglich erleiden 35 000 Kinder einen vermeidbaren Tod.»

Bedrohungen von allen Seiten erwarten das Kind, wie es hineinwächst in die kinder- und ewigkeitsfremde Welt. Durch Jahrhunderte hindurch war das Kind – wie die Frau, wie der Sklave – ausgeschlossen von allem, was das Leben lebenswert macht. Schwach, hilflos, unterdrückt, oft unerwünscht, missbraucht, ausgebeutet, totgeschwiegen, auch von den Dichtern. Es hat neulich ein gelehrter Redner am

Radio behauptet, erst Victor Hugo hätte das Kind entdeckt. Mir scheint, es sei ein anderer, der etwas früher auf die ungeheure Kluft hingewiesen habe, auf den Abgrund zwischen dem, was das Kind seinem Wesen nach ist, und dem, was ein gottloses Zeitalter ihm auferlegt hat:

«Und nachdem sie also fünf ganze Jahre diese Seligkeit des sinnlichen Lebens genossen, macht man auf einmal die ganze Natur vor ihren Augen verschwinden, steckt den reizvollen Gang ihrer Zwanglosigkeit und ihrer Freiheit tyrannisch still, wirft sie, wie Schafe, in eine stinkende Stube, kettet sie Stunden, Tage, Wochen, Monate und Jahre unerbittlich an das Anschauen elender, reizloser und einförmiger Buchstaben und an einen mit ihrem vorigen Zustand zum Rasendwerden abstechenden Gang des Lebens.»

Pestalozzi, obwohl nicht der Zunft der Dichter angehörend, hat mit einer Bildkraft ohnegleichen von der «Fabrik- und Schuleinseitigkeit» gepredigt, von «künstlichen Erstickungsmaschinen» der Kraft und der Erfahrung. Er hat, wie unsere zitierten Dichter, das wundervolle Erwachen der Kinderseele geschaut und vom Schwertschlag gesprochen, der des Kindes Entwicklung jäh abschneidet. Von Kindern und Dichtern zu reden, ohne der überwältigenden Liebes- und Schöpferkraft Pestalozzis zu gedenken, schiene mir ein Unrecht. Ihn «jammerte die Baumwolleinseitigkeit und Schuleinseitigkeit, deren gedoppelte Engherzigkeit dem Volk des Landes am Herzen nagte».

Manche Dichter haben in ihren Kindheitserinnerungen und Memoiren über die Schuleinseitigkeit geklagt. Ich zitiere statt vieler nur Rainer Maria Rilke:

«Da rinnt der Schule lange Angst und Zeit mit Warten hin, mit lauter dumpfen Dingen, o Einsamkeit, o schweres Zeitverbringen.»

Es wäre eine schöne und lohnende Arbeit, all den Gefahren nachzugehen, die dem Kinde von der Aussenwelt drohen, aber



auch denen, die aus seiner eigenen Seele erwachsen. Ich muss mich mit wenigen Hinweisen aus der Dichtung begnügen. In einem Gedichtband «Deutsche Lyriker vom 16. bis ins 20. Jahrhundert» (Orell Füssli Verlag, Zürich 1930) finden wir unter der Rubrik Volkslieder ein bemerkenswertes Stück, bemerkenswert seines psychologischen Gehaltes wegen, dem es wohl auch die Aufnahme in Thomas Manns «Buddenbrooks»-Roman zu verdanken hat. Es ist die Geschichte vom «Bucklichten Männlein». Ist es nicht verlockend, die seltsame Gestalt, die dem Kind überall entgegentritt, im Gärtlein, im Stübchen, in der Küche, im Keller, im Kämmerlein, die in zerstörerischer Weise in seine Pläne eingreift, mit dem zu vergleichen, was die Jungsche Psychologie als Schatten bezeichnet? Als dunklen Bruder, eine archetypische Figur, eine Art Abspaltung unseres Wesens, minderwertig, doch unzertrennlich zu unserer Ganzheit gehörend? Der kleine, krankhaft sensible Hanno Buddenbrook rezitiert vor dem Einschlafen: «Will ich . . . in mein Gärtlein gehen, will mein Zwiebeln gießen» – und er stellt die Frage an seine Betreuerin: «Nicht wahr, es tut es nicht aus Schlechtigkeit . . . Es tut es aus Traurigkeit und ist dann noch trauriger darüber.» Dass das Volkslied mit den Worten schliesst:

*Liebes Kindlein, ach, ich bitt,
Bet fürs bucklicht Männlein mit!*

bedeutet für Hanno einen Trost. «Wenn man betet, so braucht es das alles nicht mehr zu tun.» Ist dieses Gedicht nicht ein schöner Beweis für die enge Beziehung von Kind und Dichter? Der Dichter weiss um die dunklen Mächte in der Kindes-, in der Menschenseele. Er weiss aber auch um das Bedürfnis der Integration, sie müssen angenommen, zur Ganzheit eingeschlossen werden.

Nicht immer allerdings werden die Schatten, die der Kinderseele drohen, auf diese Weise erhellt. Das Kind kann ihnen erliegen wie in Goethes «Erlkönig»; seine Phantasien können so übermächtig werden, dass sein Leben bedroht ist wie diejenige des Bübleins in der ergreifenden Ballade von Annette Droste «Der Knabe im Moor», der, das berührt sympathisch, vom Schutzengel gerettet wird. Das Schutzengelmotiv begegnet uns auch anderswo, zum Beispiel in dem Hebel-Gedicht «Das Kind am Brunnen». Dem unbeküten kleinen Mädchen, das mit seinem Spiegelbild im Wasser spielt und in Gefahr ist, dem lockenden Schatten zu folgen,

*«. . . fallen die Blumen aus der Hand
Und trüben den lockenden Schimmer!»*

Vom Wesen der Kinderangst ist in der psychologischen Literatur viel die Rede. Sie hat auch in der Dichtung ergreifenden Niederschlag gefunden. Von vielen Zeu-

gen sei nur auf Friedrich Hebbels Kindheitserinnerungen hingewiesen. Es ist nicht so, wie heute von gewisser Seite behauptet wird, dass die Phantasie die Glücksbringerin im Kinderleben sei. Sie kann auch furchtbare Belastung bedeuten. Der Angstraum, den uns der Dichter erzählt, leuchtet tief hinein nicht nur in das Wesen der Angst, sondern in die gefährliche Zwischenlage, in der sich der Mensch befindet. Hebbel berichtet:

«Bei Nacht gipfelte diese Tätigkeit meiner gärenden Phantasie in einem Traum, der so ungeheuerlich war und einen solchen Eindruck in mir zurückliess, dass er siebenmal hintereinander wiederkehrte.

Mir war, als hätte der liebe Gott, von dem ich schon so manches gehört hatte, zwischen Himmel und Erde ein Seil ausgespannt, mich hineingesetzt und sich danebengestellt, um mich zu schaukeln. Nun flog ich denn ohne Rast und Aufenthalt in schwindelerregender Eile hinauf und hinunter; jetzt war ich hoch oben in den Wolken, die Haare flatterten mit im Winde, ich hielt mich krampfhaft fest und schloss die Augen: jetzt war ich dem Boden wieder so nahe, dass ich den gelben Sand sowie die kleinen weissen und roten Steinchen deutlich erblicken, ja mit den Fuss spitzen erreichen konnte. Dann wollte ich mich herauswerfen, aber das kostete doch einen Entschluss, und bevor es mir gelang, ging's wieder in die Höhe, und mir blieb nichts übrig, als abermals ins Seil zu greifen, um nur nicht zu stürzen und zer schmettert zu werden. Die Woche, in welche dieser Traum fällt, war vielleicht die entsetzlichste meiner Kindheit, denn die Erinnerung an ihn verliess mich den ganzen Tag nicht, und da ich, sowie ich trotz meines Sträubens zu Bett gebracht wurde, die Angst vor seiner Wiederkehr gleich mit hinein, ja unmittelbar mit in den Schlaf hinübernahm, so war es kein Wunder, dass er sich immer wieder einstellte, bis er sich allmählich abschwächte.»

Wenn man in Kindheitserinnerungen von Dichtern und Schriftstellern liest, wenn so viele Bildungsromane die oft bis zur Ver zweiflung führende Lebensangst junger Menschen schildern, dann ist man versucht, dem Verfasser eines Artikels zum internationalen Jahr des Kindes recht zu geben, der seine Arbeit betitelt: «Das Un glück, ein Kind zu sein».

Kinder als Gabe Gottes

Es wäre aber völlig verfehlt, wollte ich meine Betrachtungen mit diesem Klageruf beschliessen.

Kinder können ihr Dasein als Glück empfinden, können Glücksbringer sein. Kinder sind eine kostbare Gabe Gottes. (Man ist zum Beispiel entsetzt, dieser Tage zu lesen, man wolle eine Stadt ohne Kinder bauen.)

Die Worte, mit denen Jesus die Kinder zu sich ruft, mit denen er deren Verächter und Quäler verdammt, sind so bekannt, dass sie hier nicht wiederholt werden müssen.

Für viele Dichter bedeutet die Kindheit die besonnte Vergangenheit, die goldene Zeit, nicht nur Ziel ihrer rückwärts gewendeten Sehnsucht – o wüsst ich doch den Weg zurück – o selig, o selig ein Kind noch zu sein –, sondern Schatzhaus der Erinnerung, Quellkraft ihres Werkes, weil eben Dichter und Kind so fest zusammen gehören, weil die Kindheit ein ganzes Menschenleben tragen, erhellten, befruchten kann.

Zuerst eine die Kindheit gleichsam als Lebenshilfe beschwörende Stimme: «Aus der Kindheit her» von Hermann Hesse:

*Aus der Kindheit her
Weht ein Klang mir nach,
Der mir einst die Seligkeit versprach –
Ohne ihn wär Leben viel zu schwer.
Tötet sein Zauber nicht,
Steh ich ohne Licht,
Sehe Angst und Dunkel rings umher.
Aber immer wieder durch das Leid,
Das ich mir erwarb,
Klingt der süsse Ton voll Seligkeit,
Den kein Weh und keine Schuld
verdarb.
Liebe Stimme du,
Licht in meinem Haus,
Lösche niemals wieder aus,
Tu die blauen Augen niemals zu!
Sonst verliert die Welt
Allen holden Schein,
Stern um Sternlein fällt,
Und ich steh allein.*

Sich versenkend in das Glück der Kindheit dichtet Hölderlin:

*Da ich ein Knabe war,
Rettet ein Gott mich oft
Vom Geschrei und der Rute der
Menschen.
Da spielt ich sicher und gut
Mit den Blumen des Rains
Und die Lüftchen des Himmels
Spielen mit mir.*

Aus einer ganz andern seelischen Haltung heraus, aus sprühender Zukunftsfreude, fast wie ein Fremdkörper in seiner übrigen Dichtung die Knabenwünsche von Rainer Maria Rilke:

*Ich möchte einer werden so wie die,
die durch die Nacht mit wilden Pferden
fahren,
mit Fackeln, die gleich aufgegangnen
Haaren
in ihres Jagens grossem Winde wehn.
Vorn möcht ich stehen wie in einem
Kahne,
gross und wie eine Fahne aufgerollt.*

In selten guten Momenten der Weltgeschichte wurde das Kind als kostbare



Gabe, als Vermächtnis, als Garant der Zukunft verehrt, als ein Leben, das unter allen Umständen gerettet werden musste. Wie tönt es aus Felix Dahns Heldengedicht «Gotentreue»: Das Heer ist geschlagen, der König gefallen, die Überlebenden tragen davon, was zu retten ist, den zerbrochenen Speer, Stücke der zerschlagenen Krone.

*Der dritte barg in treuem Arm
Ein verhüllt Geheimnis im Mantel
warm;
Und habt ihr gerettet Speer und Kron,
Ich habe gerettet des Königs Sohn.*

In schroffem Gegensatz zu dieser humanen Tat eines Kriegers steht die entsetzliche Forderung des Landvogtes Gessler in Schillers «Wilhelm Tell». Dass dieser den Vater zwingt, das Leben seines Kindes aufs Spiel zu setzen, erfüllt uns mit Abscheu und rechtfertigt bis zu einem gewissen Grade den Tyrannenmord. Was ein Kind bedeuten kann, erlebt auch der Rebell Prometheus in Spitteler's gewaltigem Epos «Prometheus der Dulder». Nach langen Jahren des Leidens rettet er das Gottesknäblein aus «der Gruftkapelle Düsternis». Als einzigen Lohn für seine Tat erbittet er sich vom Engel Gottes:

*Nun wohl, so möge mir bewilligen dein
Mund,
Dass ich bei deinem heiligen Kind im
Tempelgrund,
Dem ich gewidmet meine Pflegermüh
und -sorgen,
Andacht verrichte still und traulich bis
zum Morgen.*

Was Spitteler von seinem Gottesknäblein sagt, es erfasst wohl das Tiefste, was wir Menschen dem Kinde verdanken, was in uns wachzuhalten wertvollste Gegenkraft gegen Stumpfheit und Sinnlosigkeit des Lebens bedeutet.

*Wohl dir! das Kind ist seinem Heiland
sohnverwandt.
Durch seine Heilung hast du Teil an ihm
erworben.*

*Vergebens deine Stille, wenn dein Leib
gestorben:
Im Gottesknäblein bleibst du ewig
eingebunden,
In seinem Auge wird das deine
aufgefunden.*

Viel einfacher, aber nicht weniger überzeugend stellt Stefan George das Kind als Sehnsuchtserfüllung dar. In seinem «Seelied» hält der Seemann auf der Düne Wacht und wartet:

*Mit gliedern blank, mit augen klar
Kommt uns ein kind mit goldenem haar.
Es tanzt und singt auf seiner bahn
Und schwindet hintern grossen kahn.
Ich schau ihm vor, ich schau ihm nach.
Wenn es auch niemals mit mir sprach
Und ich ihm nie ein wort gewusst:
Sein kurzer anblick bringt mir lust.
Mein herd ist gut. mein dach ist dicht.
Doch eine freude wohnt dort nicht.
Die netze hab ich all geflickt
Und küch und kammer sind beschickt.
So sitz ich, wart ich auf dem strand
Die schläfe pocht in meiner hand:
Was hat mein ganzer tag gefrommt
Wenn heut das blonde kind nicht
kommt?*

Das blonde Kind, ein Archetyp im Sinne Jungs, ein Symbol der Lebenserfüllung. Von Stefan George stammt auch das faszinierende Gedicht «Das Lied». Der Dichter spricht von einem Knecht, der hinauszog in den Wunderwald, aber weder dort noch bei seiner späteren Rückkehr in die Heimat verstanden wird. Nur bei den Kindern findet er Verständnis für das, was ihn von den Alltagsmenschen trennt:

*Nur kinder horchten seinem lied
und sassan oft zur seit.
Sie sangen's, als er lang schon tot
Bis in die späteste zeit.*

Auch Gottfried Keller kennt diese Kraftquelle, die aus der Verbundenheit mit einem Kinde strömt:

*Ob ich gen Himmel sah, ins blaue Meer,
Ob in dein Aug, es war das gleiche
Schauen:
Es leuchtete aus diesen Sternen her
Ursprünglich helles Licht von schönen
Auen.
Wie oft senkt ich den Blick, von Mühsal
schwer,
Ihn frischend, tief in dies verklärte
Blauen!
Wie war das Lachen deines Mundes fein!
Wie echt war unsre Freundschaft, still
und rein!*

Zum Schluss seien die herrlichen Verse erwähnt, die Werner Bergengruen für die Beziehung zu seinem Kinde findet:

*Zauberfäden, altvverjährte,
glitzern zwischen dir und mir,
bunte Spässe, Spruch und Reim.
Manchmal lächelst du geheim,
so als hättest du urvertraut
mich samt allem Rätselhaften,
Gift und Heilrank, Stern und Kraut,
alle Welteneigenschaften
längst und ohne Arg durchschaut.
Kommst du zu gescheiten Jahren,
bin ich längst davon gefahren.
Streift ein Flügelwind dich leis,
denk, ich sei's.*

Möchte das Jahr des Kindes viel materielle Kindernot lindern, verlassenen Kindern die bergende Liebe schenken! Möchte es aber auch in den Erwachsenen neues Staunen wecken vor dem Wunder Kind, neue Verantwortung für alles, was das Kind zu seiner Entfaltung nötig hat! Möchten wir wachsen und reifen an dem Urvertrauen, das das Kind mit auf die Welt bringt, das zu stärken und zu pflegen heute eine unsäglich schwere Aufgabe ist. Doch es gilt der helfende Ausspruch eines mir unbekannten Autors:

*Das Wort des Dichters stützt die Welt.
Wir lauschen und wir sind gerettet.*